

81

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimádek.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen.

II.

„Na, was meinst Du? Find'st sie sauber? Ist sie ein echtes Zigeunermensch?“

Mit solchen Fragen wurde Gradil von seinen Kollegen befürt.

Er gab keine Antwort.

„Hast hübsch lange verweilt,“ bemerkte Hurych.

Gradil begann zu pfeifen.

„Sind wir Dir zu gering, daß Du nicht einmal antworten magst?“ rief Nesbeda aufgebracht; „oder“ — fügte er bei — „hat sie Dich ganz bezaubert?“

„So eine?“ meinte Gradil mit wegwerfender Geberde und pff weiter.

„Ein Scheusal, was?“ fragte Hurych.

„Ein Tramp,“ lautete die bündige Antwort, und Gradil legte sich mit Eifer ins Werk.

Von Neugier getrieben, trat auch Nesbeda vor die Thür, aber er kam zurück, ohne jemanden gesehen zu haben. So erging es auch den anderen.

Hierauf erschien der Adjunkt, und die Unterhaltung verstummte. Kaum daß da und dort ein Wort fallen gelassen wurde.

Gradil pff leiser und immer leiser und hörte endlich ganz auf. Die Melodie war nicht im Stande, das stets wiederkehrende, sich vor die Augen drängende Bild zu verschweigen. Er wollte nicht denken; er wollte harmlos sein oder sich wenigstens so stellen, doch es gelang ihm nicht. Er sah sie vor sich. Zunächst verschwommen, dann strengte er all sein Erinnerungsvermögen an, um an der Erscheinung jede Einzelheit zu ergänzen, damit sie vor ihm stehe in all ihrer bezaubernden Naheheit, mit ihren weitgeöffneten, schillernden Augen, mit den verwachsenen Augenbrauen. Er dichtete in ihr Antlitz selbst einen Zug der Wildheit hinein, den er dort wirklich wahrgenommen hatte; es lockte ihn die Vorstellung, wie schön es wäre, diesen Wildling zu zähmen, ihn bei den Händen zu fassen, zu schütteln, ja herumzureißen. So eine Dirn' — was soll man mit ihr sonst? So eine quält man, richtet man zu grunde. Wie denn, kann sie überhaupt Schmerz empfinden, diese Masse mit den schauenden Augen, die so seltsam sind und unsinnige Gedanken in der Seele wecken? Unsinnige Gedanken — ja, das fühlt er an sich selbst. Wann hat er schon an jemanden so eindringlich gedacht, wann sind ihm schon so seltsame Einfälle aufgestiegen? Mit einem Menschen herumreisen, einen Menschen zu grunde richten! Doch es ist nun einmal so, Lena schien ihm für nichts anderes geschaffen, ein Geschöpf, das tief unter ihm steht, das ihm hörig ist, mit dem er nach Belieben umspringen, das er, wenn es ihm beliebt, wie einen Hund erschlagen kann. Doch so weit wollte er keineswegs gehen, er bescheidet sich, wenn sie demüthig und unterwürfig an ihn herankriecht; er wird sie mit einer Liebeslösung empfangen, dann mit einem Fußtritt wegstoßen, aber nicht tödten!

Er ist von Sinnen, wahrhaftig von Sinnen! Er begann wieder zu pfeifen; dann ließ er sich, um solch dumme Gedanken zu verschweigen, mit Nesbeda in ein Gespräch ein. Doch die Gedanken waren nun einmal, wie er merkte, nicht so leicht zu bannen. Am Nachmittag — gewiß, am Nachmittag wird er den Spul loswerden, wird er zur Veruna gehen. Wie unscheinbar diese Veruna neben der anderen, der Lena, ist! Die hat Kraft und Mark! Wenn die einen umarmte, sagen wir, wenn die ihn umarmte... er würde die Seele in ihren Armen lassen. Und das wäre schön! — Mein Gott, schon wieder diese Gedanken!...

Die Glocke ertönte. Wie rasch der Vormittag verflogen war! Kaum eine Stunde hat's gedauert.

Gradil verließ mit Hurych zusammen die Fabrik. Beim Vorübergehen an den Arbeiterwohnungen schien es ihm einen Augenblick, als habe sich in einem der Fenster ein rothes Kopftuch gezeigt. Vielleicht war's Lena. Deshalb sagte er, als sie schon einige Schritte weiter weg waren, zu Hurych, er hätte

was verloren, und ging zurück. Hurych wunderte sich, daß Wenzel das Verlorene nicht am Boden, sondern irgendwo in der Luft oder an der Mauer suchte.

Am Fenster war niemand, auch im Eingang nicht, aber Gradil kam es doch vor, als hätte sich was in der Nähe gerührt. Am liebsten wäre er hier verblieben, doch Hurych mahnte bereits ungeduldig zum Weitergehen. So ging er denn.

Als ihre Wege sich trennten, versprach Wenzel seinem künftigen Schwager aufs neue, am Nachmittag vorzusprechen.

Eine Stunde war kaum um, da hatte er auch schon seine Zusage erfüllt. Es litt ihn nicht daheim. Er wohnte bei einer weitläufigen Tante am Ende von Nepowitz, und die lag ihm während des Mittagessens immerfort mit allerhand unverständlichem Zeug in den Ohren. Lena hatte ihn ganz betäubt gemacht, es verdroß ihn bereits, darum ging er lieber, kaum daß er einige Bissen verzehrt hatte. Es zog ihn zwar zu den Arbeiterwohnungen, doch er vermied es, hinzuschauen, weil er die Verjuchung fürchtete. Er hat sich's überlegt mit der Dirne. Was kümmert sie ihn? Jeder Mensch würde ihn auslachen, wenn er mit so einer verkehren würde.

Er beschleunigte, um nicht wieder auf die früheren Gedanken zu kommen, seinen Schritt. In einer Viertelstunde hatte er Lipnil erreicht, obgleich man dahin von Nepowitz gut eine halbe Stunde zu gehen hatte.

Die Hütte, wo Veruna mit ihrer Mutter wohnte, befand sich gleich am Eingang, Hurych mit seinem Weib wohnte etwas weiter dorfein.

Bevor er eintrat, blieb Wenzel vor der Thür stehen und zwirbelte seinen Schnurrbart auf.

„Wär' doch jammer schade um die Hütte, obendrein um die vier Morgen Feld!“

Mutter und Tochter empfingen den Bräutigam aufs allerbeste. Was Gradil auffiel, war, das selbst der schönste Blick von Veruna ihm nicht so das Blut zu Kopfe trieb wie am Vormittag der eine Blick von Lena. Dafür aber wie nett und sauber geht das Mädchen! Die wird ihm keine Schande machen. Sie hatte dasselbe Kleid an wie in der Früh, auch dasselbe hübsche Kopftuch. In Prag würde das allerdings nicht viel heißen, aber hier in Lipnil fällt's schon auf, selbst unter den reichsten Mädchen. Unleugbar stehen ihr das rothe Leibchen und das schillernde seidene Kopftuch sehr gut. Nur durch ihren Blick fühlt Wenzel sich beengt; er ist so mild, so freundlich und gütig, so voll Freude und unschuldig. Wenzel liebt aus ihm einen beständigen Vorwurf heraus, vermag ihm nicht standzuhalten; lieber hätte er einen kühnen, hochmüthigen, ja selbst wilden Blick. Er ist sich dessen bewußt, daß er mit seiner unreinen Phantasie und sie nicht so recht eigentlich zusammenpassen; er fühlt sich nicht wohl in ihrer Nähe, sie tritt ihm als die bessere entgegen, er ärgert ihr, daß er vor ihr nicht unumwunden von seinem Saufen und Lumpen, von seinen Flügen und Foppereien sprechen kann, daß sie darob entsetzt auffahren, wenn nicht gar ausschlagen würde. Zeitweise hat er den Eindruck, daß Veruna unerfahren bis zur Dummheit ist. Die echte Dorfhaus. Kennt nicht den Lauf der Welt, weiß nicht die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und danach zu verfahren. Es würde schwer fallen, ihr beizubringen, daß manchmal in den Menschen eine wilde Gluth hineinfährt, die ihn zwingt, zu trinken, zu singen, zu spielen, zu schreien, zu lachen, dreinzuhauen, mit Wonne zu sündigen, mit Jubelgeschrei zu verwunden. Mit einem Wort: ein einfältiges Weibsbild, kennt nur sein Kämmerlein, Wiese und Feld, Wald und Bach und etwa noch die Kirche. Sobald sie erst verheirathet sind, wird er sich's schon irgendwie einrichten; jetzt allerdings muß er sich noch in acht nehmen. Wie anders war's mit Lena; die ist wild gleich ihm; er hat's wohl noch nicht erkannt, doch fühlt er's. Er würde ihr befehlen, sie müßte gehorchen; wenn nicht, Sakra! er würde auf sie losdreschen...

Er konnte den Gedanken nicht vollenden. Veruna legte ihm ihre Hand auf die Schulter und forderte ihn freundlich auf, daß sie zusammen Bieta und Hurych abholen. Er willigte ein. Unterwegs schloß sich ihnen noch Nesbeda an, der, nachdem Gradil am Vormittag abgesagt hatte, auch nicht nach Chwojna gegangen war. So traten sie hinaus auf die Landstraße, die mitten durch den Wald führte. Voraus gingen

Nesbeda und Hurrych, hinterher Wenzel mit Veruna und Bieta, letztere stets um einen Schritt zurück. Dieses schon im reiferen Alter stehende Mädchen war sehr empfindsam; sie wußte, daß Wenzel sich nicht viel aus ihr machte, und wollte nicht im Wege stehen. In Gedanken verloren, schritt sie dahin, bog ab und zu vom Wege ab, um am Waldestrand ein Blümchen zu pflücken. War ihre einzige Freude. Dann dachte sie wohl auch, Gradil könnte sich ihrer schämen, denn sie war ärmlich gekleidet und auch gar nicht mehr hübsch. Wenzel verhielt sich unterwegs schweigsam und achtete anscheinend nicht viel darauf, wenn ihn Veruna bald auf das Vogelgezwitscher, bald auf ein Nest in den Zweigen, bald auf ein Eichhörnchen, eine Blume oder einen über den Weg laufenden Hasen aufmerksam machte. Was soll ihm das?

Er moßte sich dabei, es langweilt ihn die ganze Lauferei und Rederei. Um die Arbeiterlarnen herum möcht' er gehn, jawohl, was Lena macht, möcht' er wissen, ihre Augen möcht' er sehn, ihre Gestalt, das rothe Kopftuch, das zerstückelte, in den Nähten stellenweise aufgetrennte Leibchen, den Rock von grobem Stoff, der die starken, sonn-verbraunten Füße freiließ. Er wollte sie an sich zerren in wilder Leidenschaft, sie müßte in seiner Umarmung jammern, weinen und wehen, bis er mit wildem Gelächter sie von sich stößt. Ein seltsames Begehren! Noch kein Weibsbild hat in ihm nur ein ähnliches entfacht. Dieser Wildling zuerst. Und er vermag die Gedanken, so sehr er sich wehrt, nicht loszuwerden, es ergreift ihn Furcht vor ihnen zugleich mit der Lust, in ihnen aufzugehen. Bieta da hinten stimmte halblaut ein Lied an, Veruna fiel auch sofort ein. In Wenzel stieg heller Zorn auf. Sind das Kindereien! Jetzt sangen sie gar an zu singen, und noch dazu so eine dumme, traurige Weise. So was amüßirt die Frauenzimmer, so was genügt ihnen zur Unterhaltung. Wie dumm sind sie!

„So hör' doch auf damit,“ fuhr er nach einer Weile Veruna barsch an.

„Kannst mitsingen,“ munterte diese ihn auf und sang weiter.

„Und vielleicht auch noch Blümlein pflücken und Kränze winden?“ gab Wenzel höhlich zurück.

„Ja, was thun wir dann?“ fragte Veruna, ihn verblüfft anschauend.

Wiel würde Wenzel dafür gegeben haben, hätte er jetzt zu ihr sagen können: Sausen, küssen, lachen, umarmen, tanzen, uns bis zur Ermattung in Genüssen wälzen, kurz: die Welt genießen, ihre Freuden und Wonnen nach Maß des Beliebers und der Kräfte. Blumen pflücken und singen ist eine Sache für Kinder. Doch er bezwang sich so weit, daß er bloß die Bemerkung fallen ließ: „So rückt doch wenigstens mit was Lustigerem raus, das ist ja, wie wenn man mit einer Prozession auf den heiligen Berg rutscht.“ Beide verstummten jedoch daraufhin gänzlich. Ueber Veruna's Antlitz flog ein Schatten, sie schritt rascher aus. Vielleicht wollte sie ihren Bruder, der mit Nesbeda einen tüchtigen Vorsprung gewonnen hatte, einholen. In der That rief sie ihn nach einer Weile an. Hurrych wendete sich zurück, dann kam er mit Nesbeda langsam dem Mädchen entgegen. Als sie zusammentrafen, neckte er seine Schwester und Wenzel ein bißchen, worauf sie dann alle in einer Reihe die Straße entlang gingen.

Veruna hatte ihre frohe Stimmung wieder erlangt. In dem Sommervogel, der hernieder strahlte, konnte selbst auf einem Antlitz ein Schatten nicht auf die Dauer bestehen. Der Wald hauchte seinen Dufte aus, die Wärme umfoste die Wangen, diese rötheten sich, und an den Schläfen traten kleine Schweißperlen hervor.

„Laßt uns in den Wald gehn,“ meinte Hurrych.

Alle waren ohne weiteres einverstanden. Wenzel nahm Veruna um die Mitte und schritt voraus. Sie machte keinen Versuch, sich ihm zu entwenden, aber sie richtete auch nicht das Wort an ihn, ja, sie sah ihn gar nicht an. Wenzel wurde es klar, daß seine Worte sie aufgebracht hatten, doch vermochte er sich zu keiner Entschuldigung anzuraffen; dafür zog er sie fester an sich. So gingen sie eine geraume Weile mit niedergeschlagenen Augen, gaben acht auf das aus dem moosbewachsenen Grund emporstarrende Wurzelwerk und wichen, in das Unterholz vordringend, behutsam den zurück-schnellenden Gerten aus.

So aneinander geschmiegt, wandelten sie eine Strecke lang einher. Wenzel streifte Veruna mehrmals mit einem raschen Seitenblick; er hätte aus ihren Augen herauslesen mögen, daß

sie ihm verzieh, doch vergebens. Er sah bloß die gesenkten Augenlider, die langen Wimpern, das rosige, volle Gesicht und den weißen Nacken mit dem schwarzen Sammtbände. O, wie muthete ihn das alles jetzt, in der Waldesdämmerung, lieblich an! Wie schmerzte ihn ihr Schmolzen! Er fand keinen Ausweg, als selbst anzufangen.

„Bist Du mir gram?“ fragte er.

„'s thut mir recht weh, daß Du so eigene Sachen hast,“ antwortete sie. Und schon sprudelte sie die Worte nur so hervor. Offenbar hatte sie lange gewartet, bis er sie anredete, und inzwischen im Geiste geordnet, was sie ihm sagen, ja, was sie ihm schon lange sagen wollte. Es war nicht das erste Mal, daß er sie mit einer Bemerkung kränkte. Gewöhnlich ließ sie es ihn nicht entgelten, aber die zurückgedrängten Vorwürfe hatten sich in ihrem Gemüth zu einer Wolke zusammengeballt, aus der sie nun gleich einem Regenguß herniederprasselten. Es mußte darauf unbedingt klarer Himmel folgen.

„Du warst nicht so, bevor Du nach Prag gingst. Alles hat Dich gefreut, die Liebeln und die Blümlein. Jetzt aber — weiß der Himmel, was Du verlangst. Warst froh, wenn Du zu uns kommen konntest, jetzt war' Dir Chwojna lieber und tanzen und trinken. Wenzel, ich fürcht', wir passen nicht zusammen, wir werden nicht glücklich sein.“

Die Stimme versagte ihr, an den Wimpern hingen Thränetropfen.

„Geh' doch weg mit solchen Sorgen, Kind, und wein' nicht,“ versetzte er und drückte sie an sich. „Du mußt doch zugeben, daß ich nicht immer derselbe bleiben kann. Ich hab' was gesehen und hab' was erlebt, hab' mich an die Stadt gewöhnt, 's gab dort mehr Bewegung, und jetzt find' ich mich nicht in die Stille hier. Wird schon wieder anders kommen. Mach' Dir nur keine Sorgen, Veruna.“

Nun erreichten sie eine Waldlichtung, der Schatten wich blendender Helle; sie sahen sich nach den anderen um. Die kamen gerade zwischen den Bäumen hervor, etwa hundert Schritte weitab von dem Plage, wo sie standen.

„Da wollen wir Platz nehmen!“ rief Nesbeda, ihrer ansichtig werdend; er selbst lagerte sich, um den anderen mit gutem Beispiel voranzugehen, sofort im Moos. „Ihr könnt' schon drüben bleiben,“ lachte er, „habt eh' Heimlichkeiten!“ So waren Wenzel und Veruna von den anderen getrennt.

Sie ließen sich an einem Föhrenstamm nieder. Der volle Glanz des Tages ergoß sich über ihre Wangen. Wenzel versenkte seinen Blick in den des Mädchens, das nach seinen Worten wieder an ihm hing; als sie jetzt an seiner Seite saß und er seinen Arm um sie schlingen konnte, fand er Gefallen an ihr, ja, es berührte ihn wie ein Abglanz der früheren Neigung, und darum setzte er in recht warmem Tone fort:

„Weiß selber, daß ich 'n bißchen verwildert bin, mißt halt Nachsicht mit mir haben. Was Einer sich in fünf und noch mehr Jahren angewöhnt, das schleift er nicht ab mir nichts dir nichts. Wenn ich die ganze Woche in der Fabrik steck', darffi' Dich nicht wundern, weil ich dann ein Vergnügen begeh'r, einen Funken Unterhaltung. Wenn ich geschuftet hab', möcht' ich genießen, Du wirft einsehen, ein Wallfahrtslied taugt verdammt wenig dazu. Veruna, thu' doch nicht so scheu und zurückhaltend, wenn ich Dich mal um den Hals nehmen und Dir einen Kuß geben möcht', Du weißt nicht, wie's in mir oft lodert.“

Er preßte sie mächtig an sich und neigte sich über sie. Er sah sie mit einem gluthvollen Blick an, dann näherte er seine Lippen den ihren und drückte einen Kuß darauf.

Sie wehrte sich nicht wie am Vormittag, suchte sich nicht zu entwenden, sondern sah ihn liebevoll an, glücklich darüber, daß er die Wolken ihres Kummers verschweicht hatte, wofür sie unendlich dankbar war.

Sie duldete es, daß er sie küßte und an seine Brust zog. Dann, ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, sprach sie leise zu ihm: „Du weißt nicht, wie gern ich Dich hab', wie's mich drückte, daß Deine Lieb' zu mir erkaltet wär', wie mir Deine Sticheleien und Neckereien oft wehgethan haben. Ich weiß, mit den Prager Mädlein, die Du kennst, dürft' ich mich nicht vergleichen, aber, Wenzel, darum sollst Du nicht zu kurz kommen bei mir, sei nur wieder so lieb wie früher, vor Deiner Abreise.“

Luxus.*)

Die Geschichte des Luxus zeigt zwei große Epochen. Die erste fällt mit der Nomaden- und Ackerbauperiode der verschiedenen Völker zusammen. In dieser Zeit besteht der Luxus in übermäßigem Essen und Trinken. Es wird mit den Erzeugnissen des Bodens Verschwendung getrieben. Wohnung, Kleidung und andere Güter sind noch primitiv. Die Reichen haben wohl einzelne Prachtgewänder, Trinkbecher, Hüftingen, ihre Verschwendung aber äußert sich nicht hierin, sondern vielmehr in dem übermäßigen Verbrauch von Nahrungsmitteln. Da man nun selbst nicht über ein gewisses Maß hinaus essen und trinken kann, so entfaltet man den Luxus durch die regelmäßige Bewirthung möglichst vieler Menschen. Man hält sich ein großes Gefolge und führt offene Tafel für Gäste. Der Graf von Warwick speiste täglich etwa 30 000 Menschen. Arabische Häuptlinge halten freien Tisch und laden die Vorübergehenden ein. Die Gefolgsschaften der mittelalterlichen Fendalherren, das Leben auf den Burgen der Ritter erklärt sich zum nicht geringen Theile aus dem natürlichen Charakter des Agrar-Luxus. Er ist grob sinnlich, erregt jedoch den Neid der Armen wenig, weil der Reiche nicht viel für seine eigene Person brauchen kann, sondern fast alles Dienern und Gästen giebt. Der Nahrungsmittel-Luxus hat ferner die Eigenthümlichkeit, daß er bei einzelnen Gelegenheiten, Festen, Hochzeiten grell, sonst aber nicht hervortritt.

Ganz anders gestaltet sich der Luxus dort, wo Gewerbe und Handel blühen. Er wendet sich alsbald der Wohnung, der Kleidung, den Möbeln etc. zu, und selbst so weit er noch in reichlichem Essen und Trinken besteht, tritt in der Hauptsache raffiniertes Selbstessen an die Stelle der reichlichen Bewirthung anderer. Der Luxus dieser Periode ist nicht so grob sinnlich wie der Agrar-Luxus, mehr auf das Geschmackvolle, Zierliche gerichtet. Er ist für die Armen viel drückender, weil der ganze Verbrauch auf die eigene Person gerichtet wird. Der moderne Verschwendler befriedigt die leifesten, oft nur auf Ueberreizung beruhenden Bedürfnisse seiner selbst. Dieser kommerziell-Luxus ist ferner kein Festtags-, sondern ein Wochentags-Luxus, er durchdringt das alltägliche Leben. Beispiele dieser zweiten Luxusperiode bieten uns die Staaten des Alterthums in ihrer Verfallzeit und unsere eigene Gegenwart. In Rom finden wir als die übertriebensten Symptome der Verschwendung: Man wechselte die Kleidung bei Tisch mehrmals, mitunter zehnmal. Die Spiegel der vornehmen Damen löseten Ansummen. Man legte, um den Wohnungsluxus auf die Spitze zu treiben, auf den Hausdächern Fischteiche, auf Thürmen Gärten an. Natürlich waren diese sehr klein und häßlich, aber kostspielig. Man begoß Bäume mit Wein, statt mit Wasser. Als Luxusgerichte verzehrte man Flamingozungen und Straußenhirne. Aesopus, ein berühmter Schauspieler, bewirthete seine Gäste mit gebratenen Singvögeln. In unserer Zeit finden wir ähnliche Zeichen des Wohnungs-, Toiletten- und Tafel-Luxus. Welche Summen werden für Zigarren ausgegeben, von denen jede einige Mark kostet. In einem Modebericht des „Pester Lloyd“ war kürzlich zu lesen, daß jemand bei einem Gesellschaftsabend an den Fingern von 11 Damen 57 Brillantringe zählte. Der Sport- und Spiel-Luxus feiert wahre Orgien. Rennpferde fressen aus silbernen Krippen. Die Gesellschaften kosten oft fabelhafte Summen, die man auf alle mögliche Weise zu steigern sucht. Kommt es doch vor, daß jeder der Gäste eine goldene Uhr erhält. Es giebt Damen, die zu jeder festlichen Gelegenheit ein Kleid um etwa 2000 Mark brauchen, das sie nur einmal anziehen.

Gleichzeitig mit dem Luxus verbreitet sich in den oberen Gesellschaftsschichten die Ansicht, daß der Luxus berechtigt und unschädlich, ja nützlich sei. Selbst in den Mittelklassen herrschen unklare Vorstellungen, als stünden sich in dieser Frage von alterher zwei verschiedene Ansichten entgegen, die beide gute Gründe hätten. Ehe wir hierauf näher eingehen, sei nachdrücklich hervorgehoben, daß es sich nur um den Luxus, die verschwenderischen und dabei nicht kulturfördernden Ausgaben handelt. Die Steigerung des allgemeinen Wohlstandes, die Vermehrung der materiellen Güter, die Erhöhung der Bedürfnisbefriedigung sind unzweifelhaft im höchsten Maße erstrebenswerth. Die Besserung der materiellen Lage ist ein Glück für die Menschen und bildet die Grundlage jeder höheren Kulturentwicklung. Das hat aber nichts mit dem Probleme des Luxus zu thun. Man sagt den Gegensatz zwischen den großen philosophischen Richtungen der griechischen Stoiker und der Epikuräer oft dahin auf, daß jene den Luxus angegriffen, diese ihn vertheidigt hätten. Diese Auffassung ist falsch und thut den Epikuräern Unrecht. Sie predigten den heiteren maßvollen Lebensgenuß, die Stoiker die strenge enthaltene Lebensführung. Beide Richtungen aber waren in der Verwerfung des Luxus einig. Das Christenthum vertrat von Anfang an die stoische Anschauungsweise, und die orthodoxe Uebertreibung gewann im Einsiedlerthum und in der Askese weite Verbreitung. Gegen Ende des Mittelalters setzte die lebensfreudige Strömung wieder schärfer ein, sie bildete ein starkes Element der Reformation und ist bis auf unsere Tage mächtig angewachsen. Nur vereinzelt erstanden der Bedürfnislosigkeit hervorragende Vertheidiger, wie Rousseau, der dafür von Voltaire scharf verspottet wurde. Von einer Rechtfertigung des Luxus war in den mächtigen Denkrichtungen der alten und neuen Zeit nicht die Rede, wenn wir von

*) Aus der Wiener Wochenschrift „Neue Revue“.

den einzelnen den Verfall Griechenlands ankündigenden Hymnen auf den Luxus absehen. Die Frage konnte für die gesunde Masse der Menschen immer nur sein: strenge oder freudige Auffassung des Lebens, nie: peinigende Askese oder übermüthige luxuriöse Verschwendung. Erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, mit lächerlichen Ausschreitungen des Luxus auch wieder die Ansicht von der Berechtigung, ja Nothwendigkeit des Luxus mehr in den Vordergrund zu rücken. Das Argument, das man am häufigsten zu hören bekommt, ist: Es kommt Geld unter die Leute. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die Lage der Arbeiter in keinem Gewerbe schlechter ist, als gerade in den meisten Luxusgewerben. Die Spinner und Weber der Modewaaren, die Arbeiter der Seiden- und Sammtindustrie, die Spitzenklöpplerinnen, die Schneiderinnen und Weißnäherinnen gehören zu den am schlechtesten bezahlten Kategorien. Wenn eine mit Spitzen beladene Dame sagt, es komme durch sie Geld unter die Leute, und man dabei an die armen Spitzenklöpplerinnen des Erzgebirges denkt, die zu den elendesten Menschen Europas gehören, dann erscheint dieser Rechtfertigungsversuch in der richtigen Beleuchtung. In Wahrheit ist der Luxus eine sträfliche Verschwendung von Gütern, die weder einem wahren materiellen, noch einem höheren geistigen Bedürfnisse dienen.

Die öffentliche Gewalt hat sich nie ganz indifferent gegen den Luxus verhalten. In Griechenland bestanden nicht nur die strengen, wirkungsvollen Gesetze Spartas, sondern auch in dem lebenslustigen Athen verbot Solon, daß bei Gastmählern mehr als 30 Gäste geladen würden, daß die Ausstattung einer Frau aus mehr als 3 Kleidern bestehe u. s. w. Er bestellte eigene Luxusaufseher, um die Durchführung der betreffenden Gesetze zu sichern. In Rom wurde schon zur Zeit der punischen Kriege, als die Römer noch nicht einmal Brot, sondern Mehlbrei aßen, den Frauen verboten, bunte Kleider zu tragen und in Wagen zu fahren. Die Römerinnen setzten aber bald die Aufhebung dieser Gesetze durch. Der strenge Cato besteuerte als Zensor alle theueren Schmucksachen der Frauen zehnmal höher als andere Ausgaben und verbot gewisse luxuriöse Speisen. Im Jahre 155 v. Er. bestimmte das Gesetz, daß im Theater keine Sitze eingerichtet werden dürften, sondern jeder stehen müsse. Sulla erließ strenge Speise- und Begräbnißordnungen. Unter den römischen Kaisern wurden immer neue Verbote gegen den Luxus gerichtet, doch ohne viel Erfolg. In den reichen Städten tauchten im Mittelalter wieder Luxusverbote auf. So war in Venedig dem städtischen Adel jeder glänzende Luxus untersagt, Stoff und Form der Kleider genau bestimmt. Man konnte nur durch häufigen Wechsel der Anzüge Luxus treiben, doch fehlte der Anreiz hierzu, weil ja die neuen Kleider den alten gleichsahen. Verordnungen gegen die Schminke und gegen die Schleppe wurden vom 14. bis zum 16. Jahrhundert in großer Zahl erlassen. Georg von Sachsen erlaubte im Jahre 1482 den adeligen Damen Schleppen von höchstens zwei Ellen Länge. In Modena war ein steinernes Schleppemaß vorhanden, am dem verdächtige Schleppen gemessen wurden. Es war in Deutschland nur den reichsunmittelbaren Rittersn und ihren Frauen erlaubt, in Kuttschen zu fahren. Seit dem 15. Jahrhundert haben dann die europäischen Regierungen einen langen fruchtlosen Kampf gegen die Einführung des Tabaks, des Kaffees und des Branntweins geführt. Columbus fand da bei seiner Ankunft auf der Insel Guanahani die Indianer rauchend. In Europa begann der Tabakgebrauch damit, daß man am französischen Hofe Tabak schnupfte und dies als Mittel gegen Kopfschmerzen betrachtete. Der französische Gesandte in Lissabon, Nicot, hatte der Königin Maria von Medici Tabakblätter gefandt und die Königin empfahl sie am Hofe zum Gebrauch. Seelenute brachten dann die Sitte des Rauchens nach Spanien und England; die spanischen Heere verpflanzten sie während des dreißigjährigen Krieges auf die deutschen Soldaten. Um diese Zeit bedrohte Paps Urban VIII. die Tabakschnupfer mit dem Banne. Aber bald schnupften die Päpste selbst, und der Bann wurde aufgehoben. Alle Regierungen verboten den Tabakgenuß. Die französische erlaubte nur den Verkauf in Apotheken auf Verordnung des Arztes, die deutschen Regierungen verboten das Rauchen und Schnupfen den nichtadeligen Unterthanen. In der Türkei wurde im Jahre 1610 verordnet, jedem Raucher solle die Pfeife quer durch die Nase gestochen werden. In Rußland wurde 1634 die Todesstrafe darauf gesetzt. Bald aber hat man alle diese Verbote aufgehoben und den Tabakgebrauch in allen Staaten zu Steuerzwecken möglichst ausgenützt. Ähnlich ging es mit dem Kaffee, der erst im 14. Jahrhundert aufkam. Im Jahre 1652 wurde das erste englische Kaffeehaus errichtet. In Deutschland führten einzelne Städte mit den Landesfürsten Prozesse wegen des Kaffeeverbotes, das sich die Städte nicht gefallen lassen wollten. Auch in den jetzt bestehenden Gesetzen finden wir mancherlei gegen den Luxus gerichtete Normen: die Krotelverhängung über Verschwendler, die Sperrstunde für öffentliche Lokale sind leise Spuren der Luxusgesetzgebung. — — —

Georg Banfmann,

Kleines Feuilleton.

— Das Testament des Dynamit-Erfinders Alfred Nobel bestimmt: Aus dem ganzen realisirbaren Vermögen soll ein Fonds gebildet werden, dessen Zinsen jährlich in fünf Theilen vergeben werden sollen und zwar je einer für die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen innerhalb des Bereichs der Physik, für die wichtigste chemische Entdeckung oder

Verbesserung, für die wichtigste Entdeckung in dem Bereich der Physiologie und Medizin, für die ausgezeichnetsten Erzeugnisse in idealistischer Richtung im Bereich der Literatur und ein Preis für denjenigen, welcher am meisten oder besten für die Friedenssache gewirkt hat. Die Preise sollen an Skandinavier oder Nichtskandinavier verteilt werden. Der Fonds dürfte nach Abzug der Vermächtnisse für einzelne Personen 35 Millionen Kronen (über 39 Millionen Mark) betragen. —

Literarisches.

— Grieser, Dr., Rechtsanwalt, Die geheime Polizei, ihre Geschichte und ihre Geheimnisse. Mainz, Joh. Wirth'sche Hofbuchdruckerei, Alt.-G., 22 S. 80. Es fällt uns schwer, zu entscheiden, was größer ist, die Unwissenheit des Verfassers oder die Unversahrenheit des Verlegers, der anlässlich des Prozesses Ledert-Lühow und der hierbei auf die politische Polizei gefallenen grellen Streiflichter eine Broschüre herausgibt und sensationell ankündigt, die darin gipfelt, daß es keine politische Geheimpolizei gebe. Dieselbe sei in Frankreich verschwunden mit dem Tag von Sedan, dieser „war auch der Todestag der politischen Geheimpolizei.“ Und seine Schrift richtet der mehr geschäfts- als polizeikundige Verfasser nach dem Satze: „Alle Kulturländer der Welt, Rußland und China ausgenommen, erfreuen sich konstitutioneller Verfassung mit Volksvertretung. Danach hat die politische Geheimpolizei ihre Rolle ausgespielt. Ich habe nicht erfahren, daß ihr jemand eine Krone nachgeweiht hätte, und der Prozeß Lühow-Ledert konnte mich eines besseren nicht belehren.“

Und dies wird geschrieben in den Tagen der Tauch, Normann-Schumann-Mundt, Lühow und Neuß, in einer Zeit, wo die Thaten der Andrieux, der Rumpff, Horch, Haupt, Schröder, Jhring-Mahlow, Raporta, Friedemann noch nicht vergessen sind, wo der Prozeß über die Affäre Nachner noch bevorsteht, und das Urtheil im Prozesse Auer und Genossen noch nicht zur Rechtskraft erwachsen ist. Der sensationelle, in schreienden Farben gehaltene Titel scheint so manchen Sumpel auf den Leim gelockt zu haben, zeigt doch der Verleger schon das achte Tausend der Schrift an. Wir können vor dem Ankauf dieses Machwertes nur aufs dringendste warnen.

— Der „Simplicissimus“ hat zum Neujahr wieder einmal seine Richtung geändert. Zuerst pflegte er die Salozote und schillerte sozialistisch. Wir haben dem Blatte damals einige Worte gewidmet. Es hat darauf geschimpft, die Zote aber fallen lassen. In den Vordergrund stellte es nun den gut illustrierten Späß. Ab und zu brachte es auch etwas Soziales ohne besondere Färbung. Das scheint auch nicht eingeschlagen zu haben. Und so ist denn der „Simplicissimus“ seit seiner Nr. 40 unter die Sozialistenfölder gegangen. Das war vorauszu sehen bei einem Blatte, dessen Verleger auch den Redakteur spielt. Nun, vielleicht hat er diese Thätigkeit bald satt. Dann mag er wieder zu den väterlichen Schwebebahnen zurückkehren. —

Theater.

— Die „Neue Freie Volksbühne“ hat es nach langen Kämpfen mit den Behörden erreicht, wieder ohne Zensur spielen zu können. Diesen Erfolg erreichte sie hauptsächlich dadurch, daß sie die Vereinsorganisation straffer gestaltete. Die Vorstellungen finden künftighin im Zentral-Theater (Alte Jakobstraße) und im Deutschen Theater (Schumannstraße) statt. Als nächstes Stück ist „Winterschlaf“ von Max Dreyer in Aussicht genommen. Im Februar findet ein Silkenron-Abend statt. Das Einschreibegeld beträgt 50 Pf., der Beitrag 70 Pf. Die Plätze, es giebt nur Sitzplätze, werden verlost.

— Wildenbruch gegen die Theaterzensur. An den zweiten Obmann des Vereins „Arbeiterbühne“ in Wien gelangte vom Dichter Ernst v. Wildenbruch, dessen „König Heinrich“ von der Wiener Zensur ohne Angabe von Gründen verboten wurde, folgendes Schreiben: „Ich betrachte Ihren Kampf gegen den alle wahre und echte Dramatik erlöbenden Druck der Theaterzensur als ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß der deutsche Geist in Wien lebendig, seiner Aufgabe bewußt und auf dem Posten ist. Die Bühne ist die ideale Volksredner-Tribüne; der Redner, der darauf steht, ist nicht wie im Parlament ein Parteimann, sondern ein gerechter, nicht eigenem Wohl, noch parteiischem Interesse, sondern dem allgemeinen Wohl dienender Mensch, der Dichter. Die alten Angelsachsen strafte denjenigen, der einem Sänger die Hand lähmte und ihn dadurch unfähig machte, die Harfe zu schlagen, mit dreifachem Wehrgeld. Die Menschen des 19. Jahrhunderts lassen es zu, daß jeder beliebige Polizei-Zensurbeamte nicht einem, sondern zehn Dichtern die Hand lähmt, das Werk des Dichters hindert und hemmt, weil er es nicht versteht, und statt ihn zu strafen, hängen wir ihm einen Orden ins Knopfloch. Dies wird genügen, um Ihnen zu sagen, wo und auf welcher Seite mein Herz in Ihrem Kampfe steht. Möchte er zu gutem Ende gedeihen. Dies wünscht Ihnen Ernst v. Wildenbruch.“ —

Kunst.

— Kunstausstellungen in Petersburg. Die Gesellschaft zur Förderung der Künste in Petersburg plant in diesem Jahre Ausstellungen von Werken deutscher, italienischer, englischer, spanischer und belgischer Künstler. Im Vorjahre hatte dieselbe

Gesellschaft Ausstellungen französischer und holländischer Gemälde veranstaltet und damit einen großen Erfolg erzielt. —

Geographisches.

— Die Erforschung des Niger. Vor hundert Jahren machte der Afrikareisende Mungo Park den Vorschlag, den Niger durch eine Fahrt stromabwärts zu erforschen. Die Lösung des Problems ist jetzt gelungen. Anfangs Oktober 1896 beendete der französische Hauptmann Gourst seine Bootfahrt, die er den Niger abwärts unternommen. Gourst hat den ganzen Nigerlauf von Bomato (an der Ostgrenze von franz. Senegambien) aus durchfahren und denselben einschließlich der Strecke zwischen Timbuktu (an der westlichen Knie-Ecke des Niger) und Say (westlich vom Tjad-See), welche bisher nur stückweise bekannt war, in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar gefunden. Nur an einigen Stellen ist die Schiffbarkeit etwas erschwert, aber dennoch ausführbar. —

Technisches.

u. Eine landwirtschaftliche elektrische Station im Harz. Die verschiedenen in jüngster Zeit gemachten Versuche, die elektrische Kraft auch in den Dienst des landwirtschaftlichen Gewerbes zu stellen, scheinen nunmehr aus dem theoretischen Stadium in das wirklich praktische übergehen zu sollen. Auf der Staatsdomäne Sillium bei Verneburg ist eine Versuchsstation für die Verwertung der elektrischen Energie in landwirtschaftlichen Betriebe eingerichtet worden. Die Turbinenanlage, welche die nötige Kraft liefert, befindet sich auf der Herrenmühle am Fläpchen Teite, eine oberirdische Leitung führt die Elektrizität nach der 4 Kilometer entfernten Domäne, wo mit Elektrizität gedroschen, eine Brennerei und andere Apparate betrieben und außerdem noch 60 Lampen gespeist werden. Diese Anlagen funktionierten beim Probetrieb sämtlich ganz vorzüglich. In der nächsten Zeit soll auch mit Elektrizität gepflügt werden.

— Ein Acetylen-Gas-Motor für Fahrräder ist das neueste auf dem Gebiete des Gasmotorenbaues. Eine größere Maschinenfabrik Italiens beschäftigt sich seit kurzem mit dem Bau dieser Acetylen-Gas-Motoren und hat dieselben zunächst in kleinerem Maßstabe bei Motor-Fahrrädern benutzt. Der Cylinder der Maschine enthält ein Gemisch von $\frac{1}{16}$ Acetylen und $\frac{15}{16}$ Luft, wodurch ein Kühlen des Cylinders durch Zirkulationswasser nicht erforderlich ist. Die Art der Entzündung des Gasgemisches ist noch Geheimnis des Erfinders. Diese Motoren arbeiten mit einer Umdrehungszahl von 600 Touren und sollen ohne weiteres 15 Stunden im Betrieb bleiben können. Das Gewicht beträgt 9 Kilogramm und die entwickelte, durch Abbremsen gemessene Kraft 62 Kilogramm. Die Betriebskosten werden auf etwa 5 Pf. für die Stunde veranschlagt.

Humoristisches.

— Nassr-ed-din, der türkische Eulenspiegel. Wie sich bei jedem Volke, ja jedem Stamme, eine ganze Reihe von Schwänken an eine bestimmte Person knüpft, so auch bei den Türken. Man kann davon absehen, ob diese Person auch wirklich gelebt hat. Hat sie gelebt, so hat sie doch nicht all die lustigen Streiche ausgeführt, die ihr zugeschrieben werden: das Volk hat alle Schwänke, die unter ihm umgingen, auf eine Person gehäuft, um sie glaubwürdiger zu machen, um schärfer zu charakterisieren. Die Nassr-ed-din-Streiche erschienen zum ersten Male gesammelt 1837. Von der 13. Ausgabe ist in der Reclam'schen Universal-Bibliothek eine Uebersetzung erschienen. Aus dieser sehen wir einen Schwank hierher. Bemerkte sei noch, daß Nassr-ed-din ein Chodsch (Meister) gewesen sein soll, ein Geistlicher und Lehrer. Hier die Erzählung:

Eines Tages stieg der Meister in irgend einer Moschee auf die Kanzel in der Absicht, eine Predigt zu halten. Er richtete das Wort an die versammelte Gemeinde und sprach:

„Se, Ihr Anwesenden, wißt Ihr, was ich sagen werde?“

Sie sagten:

„Wie sollen wir es wissen?“

Darauf fuhr der Verewigte fort:

„Wenn Ihr es doch nicht wißt, was soll ich Euch sagen?“

Mit diesen Worten stieg er von der Kanzel herab.

Am folgenden Tage bestieg er wiederum die Kanzel und sprach:

„Versammelte, wißt Ihr, was ich sagen werde?“

Die Gemeinde sagte:

„Wir wissen es.“

Er sprach:

„Da Ihr es bereits wißt, wozu soll ich es da noch unnützerweise sagen.“

Damit stieg er von der Kanzel herab und entfernte sich.

Am dritten Tage bestieg er wiederum die Kanzel und fragte die Gemeinde in der beschriebenen Weise.

Die Gemeinde hatte sich vorher geeinigt und sagte diesmal:

„Einige von uns wissen es, einige wissen es nicht.“

Der Meister sprach:

„Seht, das trifft sich ja prächtig! Da mögen diejenigen von Euch, welche es wissen, es denjenigen lehren, welche es nicht wissen.“

Damit stieg er von der Kanzel herab und ging fort.

*) Im Türkischen ist der Ausdruck für wissen und verstehen der nämliche.